

Ausbildung an der Jesuitenschule zu Köln, die er mit glänzendem Erfolg bestritt, und anschließende Studienaufenthalte an bedeutenden europäischen Universitäten der Zeit, trat der hochgebildete Echter 1569 in das Würzburger Domkapitel ein, dessen Dechant er nur ein Jahr später wurde. Daß der noch nicht Dreißigjährige bereits 1573 nach dem Tode Bischof Friedrichs von Wirsberg zu dessen Nachfolger gewählt wurde, kam völlig überraschend. Nach Beendigung der Inthronisationsfeierlichkeiten machte sich der asketische, durch regelmäßige Geißelungen selbst kasteiende neue Amtsinhaber umgehend daran, den Sittenverfall und die Ausbreitung lutherischen Gedankenguts in seinem Herrschaftsbereich zu bekämpfen. Als Werkzeug dienten ihm hierzu auf seine Person verpflichtete bischöfliche Kommissare, die Ordnungsverstöße aufspüren, ahnden und als »Augen und Ohren« ihres Herren Bericht erstatten sollten. Protestantische Prediger und sich zum evangelischen Glauben bekennende Untertanen wurden mit ihren Familien ausgewiesen. Den mehrheitlich protestantischen Einwohnern der Rhöngemeinde Münnerstadt drohte der persönlich eingreifende Fürstbischof sogar mit einem Blutgericht, an dessen Stelle aber die zivilere, jedoch nicht weniger effektive Jesuitenmission trat. Nicht nur Abwehrmaßnahmen gegen das Vordringen der protestantischen »Irrlehre« galt es zu treffen, sondern ebenso eklatante Mißstände im Bereich des katholischen Klerus, der klösterlichen Gemeinschaften und der öffentlichen Verwaltung abzustellen. Zu den bleibenden Aufbauleistungen des Julius Echter zählen vor allem die aus dem Geist tridentinischer Reform heraus gegründete Würzburger Universität und die Errichtung des nach ihm benannten Juliusspitals. Beide Projekte mußte Echter übrigens gegen den Widerstand seines Domkapitels durchsetzen, mit dem er in ständigem Streit lebte. In seine tiefste Krise stürzte der Fürstbischof paradoxerweise, als er auf Intervention der protestantischen Stände der Fürststube Fulda deren ungestüm rekatholisierenden Abt Balthasar von Dernbach absetzte und dessen Territorium kurzerhand dem Hochstift Würzburg einverleibte. Dieser durch kaiserliche Sequestration alsbald unterbundene Schritt brachte ihm die vorübergehende Exkommunikation und Isolierung unter den katholischen Reichsständen ein. Doch verhinderte diese Episode nicht, daß Julius Echter zu einem der führenden und energischsten Vertreter der katholischen Sache am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges wurde. Kurz vor dessen Ausbruch starb er 1617 im Alter von 73 Jahren.

Es ist das Verdienst Meisners, die Person Echters mit vorliegendem Buch einem breiten, historisch interessierten Publikum bekanntzumachen. Er tut dies nicht in Form einer wissenschaftlichen Abhandlung, sondern in essayistischer, zuweilen fiktive und dokumentarische Elemente mischender Weise. Dies fördert sicherlich die Lesbarkeit, doch wären Quellenangaben wünschenswert gewesen. Unbefriedigend muß es bleiben, wenn der Autor zu Forschungsmeinungen kritisch Stellung nimmt, aber weder Namen noch Werk des betreffenden Historikers nennt. Auch störte den Rezensenten die gelegentlich journalistisch flapsige Sprache an unpassender Stelle. So stellt Meisner, um nur ein Beispiel zu nennen, bei der Beschreibung der Diskussion über die Nachfolge des Bischofs von Wirsberg die rhetorische Frage: »Wer wohl noch darauf scharf war, seinen Senf zur Wahl des neuen Fürstbischofs dazuzugeben?« (S. 16). Unverhohlen bleibt die Sympathie und Bewunderung des Biographen für die Persönlichkeit Echters. Lediglich dessen engagierte Rolle bei den Hexenverfolgungen läßt den Autor eine distanziertere, kritischere Haltung einnehmen.

*A. Brunotte*

Harald Bachmann u.a. (Hrsgg.), Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha 1818–93 und seine Zeit. Jubiläumsschrift im Auftrag der Städte Coburg und Gotha, Augsburg (Maro) 1993. 488 S., Farbtafeln, zahlr. Abb.

Einheit, Vereinigung, Einigungsprozeß, Wiedervereinigung, Neuvereinigung, Einverleibung – dieser gegenwärtig zu beobachtende, fast schon babylonisch anmutende Sprachwürrarr zeigt nur allzu deutlich, daß das Medium Sprache zuweilen die Lebenswirklichkeit nur unzureichend zu erfassen vermag. Schopenhauers Diktum, der Deutsche suche das, was vor

seinen Füßen liege, stets in den Wolken, scheint sich vor diesem Hintergrund wieder einmal zu bewahrheiten. Und so lautet die Botschaft der Wolken, die, genährt von ökonomischen Horrordaten, seit Jahren auf den deutschen Blätterwald herabrieselt: Einheit? – Unmöglich! Nun gibt es offenbar Zeitgenossen, an denen, möglicherweise aufgrund provinzieller Verstocktheit, diese Erkenntnis vorbeigegangen zu sein scheint. Sie öffneten die Mottenkiste der Geschichte und fanden: Gemeinsames, und, schlimmer noch, sie schufen: Gemeinsames. Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, »ein merkwürdiges Phänomen des 19. Jahrhunderts« (Golo Mann), war seiner Zeit weit voraus: liberalen Ideen gegenüber aufgeschlossen, volksnah (Bismarck bezeichnete ihn einmal spöttisch als »Kaiser in der Joppe«), außerordentlich begabt, vielseitig interessiert und engagiert, verkörperte er den Typus des politischen Pragmatikers, der bekanntlich unter den Dichtern und Denkern hierzulande traditionell wenig Ansehen genießt. Dieser Pragmatismus veranlaßte ihn schließlich, obwohl eher großdeutsch gesinnt, vor dem deutsch-deutschen Krieg von 1866 »mit beiden Beinen auf das Trittbrett Bismarckscher Politik zu springen« (Brütting, S. 46). Der große Liberale unter den deutschen Fürsten wurde damit gleichsam zur Symbolfigur für das Paradoxon, daß, als der Liberalismus eines seiner beiden großen Ziele erreicht hatte, sein Abstieg begann.

In insgesamt 19 Beiträgen würdigt der von den Städten Coburg und Gotha anlässlich des Doppeljubiläums (175ster Geburtstag, 100ster Todestag) gemeinsam herausgegebene Band diese bemerkenswerte Herrscherpersönlichkeit des 19. Jahrhunderts, ein Beispiel dafür, daß allmählich zusammenwächst, was zusammengehört. Herzog Ernst hatte selbst eine Eini-gung im kleinen zu vollziehen: 1828 war das Herzogtum Gotha an Coburg gefallen, 1852 gab er beiden eine gemeinsame Verfassung, dies allerdings ein »Scheinerfolg« (Bachmann, S. 21), denn abgesehen von der gemeinsamen Repräsentation blieben Regierung, Verwaltung und politische Vertretung (2 Landtage!) weiterhin getrennt. So bleibt letztlich die Frage: Wiederholt die Geschichte sich nun oder wiederholt sie sich nicht? – Die Wolken werden es schon wissen.

*H. Kohl*

Fritz Richert, Karl Adler. Musiker, Verfolgter, Helfer. Ein Lebensbild (Veröffentli- chungen des Archivs der Stadt Stuttgart 46), Stuttgart (Klett-Cotta) 1990. 88 S., 31 Abb. Die von Fritz Richert verfaßte und vom Archiv der Stadt Stuttgart herausgegebene Schrift erzählt die Lebensgeschichte des am 25. Januar 1890 in Buttenhausen geborenen Karl Adler. Als Sohn einer alteingesessenen jüdischen Familie verbrachte er seine frühe Kindheit in Buttenhausen. Schon in jungen Jahren zeigte sich seine musische Begabung, welche ihm auch zum Eintritt ins Lehrerseminar in Esslingen verhalf, wo er eine Ausbildung zum Lehrer und Kantor absolvierte, die er 1908/09 erfolgreich abschloß. Es folgen Gesangsstudien am Königlichen Konservatorium in Stuttgart, wo man auf die Begabung des jungen Adler aufmerksam wurde. 1912 bekommt Adler dann die Gelegenheit als einer der brabantischen Edlen in Richard Wagners Lohengrin mitzuwirken. Dies schien der Beginn einer erfolgversprechenden Karriere zu sein. Der Erste Weltkrieg bereitet seinen weiteren Plänen vorerst ein Ende, er muß als Soldat in den Krieg ziehen. In den Briefen, die er nach Hause schreibt, ist ein nationaler Unterton nicht zu überhören, wengleich er sich auch der Schrecken bewußt ist, die der Krieg für den einzelnen Menschen mit sich bringt. Aber auch im Militär wird man auf die musikalischen Qualitäten Adlers aufmerksam und immer häufiger tritt er trotz einer erlittenen Kopfverletzung bei Konzerten und Wohltätigkeitsveranstaltungen auf. Nach dem Krieg traf Adler mit Theodor Bäuerle zusammen, der sich ganz der Erwachsenenbildung verschrieben hatte. Schnell fand Adler Gefallen an dieser Idee und entwarf in einer Denkschrift den Plan für ein Konservatorium, wo vor allem »der Gemeinschaftsgeist beim Musizieren« ausgebildet werden sollte. Adler widmete sich dieser Aufgabe mit seiner ganzen Energie. 1925 heiratet Adler. Im Musikleben Stuttgarts hat er sich als Direktor des Konservatoriums für Musik einen festen Platz erobert. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bricht für Adler eine schwierige Zeit an. Er wird bei einem Überfall